

Berndeutsch und Hochdeutsch im Werk Jeremias Gotthelfs

Autor(en): **Huber-Renfer, Fritz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde**

Band (Jahr): **17 (1955)**

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-243005>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

BERNDEUTSCH UND HOCHDEUTSCH IM WERK JEREMIAS GÖTTHELFS

Von Fritz Huber-Renfer

Die schweizerische Volkssprache «ist mehr als bloßer Dialekt, wie es schon aus der Freiheit des Volks sich begreifen läßt; noch nie hat sie sich des Rechtes begeben selbständig aufzutreten und in die Schriftsprache einzufließen, die freilich aus dem übrigen Deutschland mächtiger zu ihr vordringt. Von jeher sind aus der Schweiz wirksame Bücher hervorgegangen, denen ein Teil ihres Reizes schwände, wenn die leisere oder stärkere Zutat aus der heimischen Sprache fehlte; einem lebenden Schriftsteller, bei dem sie entschieden vorwaltet, *Jeremias Gotthelf* (Bitzium) kommen an Sprachgewalt und Eindruck in der Lesewelt heute wenig andre gleich¹.»

Diese Stelle aus der im Mai 1854 erschienenen Einleitung zum ersten Band des *Deutschen Wörterbuches* der Brüder Grimm finden wir im Brief, den der Dichter Abraham Emanuel Fröhlich am 4. Oktober desselben Jahres an Gotthelf richtete. Ein schöneres Geburtstagsgeschenk hätte Fröhlich seinem Freund kaum machen können. Hat es ihn, den damals berühmten Dichter, wohl nicht mit leisem Neid erfüllt, daß das *Wörterbuch*, das er selber als *aere perennius* bezeichnet², seiner nicht gedachte? Immerhin schreibt er Gotthelf noch, er habe sich darin ein «beneidenswertes Denkmal» gesetzt; überdies seien im neuhochdeutschen Quellenverzeichnis einige seiner Werke aufgeführt³.

Wenn schon vor hundert Jahren die Brüder Grimm in ihrem monumentalen Werk, das den gesamten Sprachschatz der deutschen Literatur und Kultur umfassen sollte, ein derartiges Urteil über Jeremias Gotthelf fällten, erfüllt uns dies heute noch mit Ehrfurcht. Denn nicht nur zu Lebzeiten des Dichters waren diejenigen sehr dünn gesät, die die eigenwillige, schöpferische Kraft von Gotthelfs Sprache zu würdigen verstanden; sogar heute noch gibt es allzu

Abkürzungen: W = Sämtliche Werke Jeremias Gotthelfs in der Ausgabe des Eugen Rentsch Verlages, Erlenbach-Zürich. — Br. = Briefbände I bis VI (Ergänzungsbände 4 bis 9) derselben Ausgabe. — Die römische Ziffer bezeichnet den Band, die arabische die Seite.

¹ Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Erster Band, Leipzig 1854. Einleitung S. XVII.

² Aus Horaz, *Oden*, III, 30, 1: Exegi monumentum aere perennius: Ein Denkmal, dauernder als Erz, habe ich errichtet.

³ Br. VI, 279.

viele, die ihn seiner urchigen, ja «grogen» Sprache wegen ablehnen. Wohl treten im Gedenkjahr, in dem wir die Erinnerung an den am 22. Oktober 1854 Dahingeschiedenen feierlich begehen, die kritischen Stimmen vor den lobenden zurück; aber die angedeuteten Vorbehalte und Bedenken sind auch jetzt nicht ganz zum Schweigen zu bringen, obschon heute das Werk Gotthelfs, dank dem nun vorliegenden, von zahlreichen Fehlern der Erstaussgaben und willkürlichen Entstellungen späterer Drucke befreiten Texte, noch unmittelbarer und unverfälschter zu uns spricht als zu Gotthelfs Zeitgenossen. Dies ist um so unbegreiflicher, als nicht nur Gotthelfs erster Biograph, Carl Manuel, sondern seither Rudolf Hunziker, Hans Bloesch, Werner Günther, Walter Muschg, Karl Fehr u. a. die sprachliche Eigenart und Größe Gotthelfs dargelegt haben.

Häufig gelten die gegen Gotthelfs Sprache vorgebrachten Rügen der Verwendung des Dialektes. Wenn Gotthelf seine ersten Werke mit berndeutschen Ausdrücken und Satzbildungen, ja mit ganzen Abschnitten in Mundart durchsetzte, so tat er dies oft unbewußt; es war *die* Ausdrucksform, die ihm gemäß war und die ihm in die Feder floß, wenn er von dem zur Gestaltung drängenden Stoffe überwältigt wurde. Er spricht dies einmal mit aller Klarheit aus: «Ebenso will ich nie im Dialekt schreiben, und auf den ersten zwanzig Seiten wird man wenig davon merken, nachher werde ich dazu gezwungen, ich mag wollen oder nicht, und vieles läßt sich freilich nur im Dialekt treu geben. Zudem ist unser Dialekt wirklich gar bündig und kräftig, und manches verdiente in den allgemeinen deutschen Sprachschatz aufgenommen zu werden⁴.»

Oder ein andermal bekennt er: «Aber wenn eine Person spricht, so muß ich sie reden lassen nach ihrer Art, ich mag wollen oder nicht, ich muß den bezeichnendsten Ausdruck wählen, wie grob er sein mag, das Ding ist stärker als ich⁵.» Wohl spricht er anschließend von der Ungeschliffenheit seiner Sprache, seinem Mangel an technischer Gewandtheit im allgemeinen; aber zweifellos denkt er dabei auch an die sich ihm aufdrängende Mundart.

Wie erstaunlich ist es, daß ein Deutscher, Irenäus Gersdorf von Altenburg in Sachsen, diesen Zwang zur Mundart besser begriff als mancher Landsmann Gotthelfs. Er schrieb Gotthelf, es sei das Werk der Inspiration, und je wichtiger und entscheidender das gesprochene Wort sei, desto schärfer werde der Dialekt ausgeprägt⁶. Und in einem späteren Brief sagte derselbe Gersdorf: «Was alles im Dialekt stecke, weiß keiner mit Worten zu sagen, wir ahnen nur ganz fern etwas davon; wird er entfernt, so ist das Ganze abgeschwächt und verflacht, aus dem Weine wird gefärbtes Wasser⁷.»

Doch schon mehrere Jahre vor solcher Anerkennung seiner Sprache hatte Gotthelf des Dialektes wegen Vorwürfe hören müssen. Er wußte, daß «das

⁴ Br. II, 335.

⁵ Br. III, 90.

⁶ Br. III, 220.

⁷ Br. III, 256.

Berndeutsch vielen widrig vorkommt», und am 25. Februar 1839 schrieb er seinem Freunde Baggesen: «... ich muß es — das Berndeutsch — ablegen, ich begreife es; aber so recht bezeichnen, was ich eigentlich bezeichnen will, kann ich dann nicht mehr⁸.»

Seiner sprachlichen Verstöße wegen sprach ihm auch sein Vetter Carl Bitzios mit aller Eindringlichkeit zu. Er schrieb ihm, sogar die größten Männer hätten es nicht verschmäht, ihre Geistesprodukte in «einer sorgfältig bearbeiteten Form vorzutragen». Wenn Gotthelf dies nicht auch tue, könne es ihm als Dünkel und Nachlässigkeit gegen seine Leser ausgelegt werden. Zum Schluß erhob Carl Bitzios sogar den Vorwurf, Gotthelf sei nicht im Stande, die anfänglich gern übersehenen Fehler abzulegen, mit einem Worte *der* zu werden, der er nach seinem Talente sein könnte⁹.

Offensichtlich zerknirscht gab Gotthelf zu, daß er in formeller Hinsicht ganz besondere Mängel habe; es fehle ihm an schriftstellerischer Bildung. Er werde fort- und so in einen Zug hineingerissen, daß er wenig mehr ändern könne¹⁰. Wie sehr die gegen ihn erhobenen Vorwürfe Gotthelf beschäftigten, ersehen wir daraus, daß er in seinem nächsten Brief auf diese Frage zurückkam. Er betonte, daß es ihm mit dem Mangel an schriftstellerischer Bildung vollkommen ernst sei. Ihm fehle es an der technischen Fertigkeit, die Auswüchse zu erkennen und das Ganze zu glätten, jedoch nicht an gutem Willen. «Aber — so fuhr er fort — man muß barmherzig mit mir sein, ich bin gleich in Bücher hineingeplumpst, während die meisten andern Schriftsteller an kleinern Arbeiten sich versuchen konnten, aber wir haben kein literarisches Leben, ich lebte außer allem literarischem Verkehr, und keine Hand zog mich auf und nach. Was ich habe, ist daher nur Natur, und wenn etwas auch künstliches gelingt, so ist es Instinkt¹¹.» Ein anderes Mal finden wir in einem Brief Gotthelfs wieder die Klage, er sei verhältnismäßig ungeschult und ungeübt in bezug auf Handhabung der Sprache und Sorgfalt des Stils. Diesmal jedoch rechtfertigt er sich wegen seiner Mängel mit den durch seinen Stoff bedingten Schwierigkeiten: Das bernisch-ementalische Volksleben habe *nur* im Berner Dialekt dargestellt werden können, wenn nicht ein verstümmeltes Bild herauskommen sollte.

Wenn Gotthelf selbst solche Urteile über seine Sprache fällte, wie mußten dann diejenigen seiner Leser lauten, denen das Berndeutsche nicht geläufig war; klagte doch sogar sein Freund und verständnisvollster Rezensent Johann Jakob Reithard in einer 1843 in der *Schweizer Zeitung* erschienenen biographischen Skizze über den «von vielen, zumal von unseren deutschen Nachbarn, nicht verstandenen Berner Jargon¹².»

⁸ Br. II, 23.

⁹ Br. II, 32.

¹⁰ Br. II, 35.

¹¹ Br. II, 38.

¹² R. Hunziker: J. Gotthelf und J. J. Reithard in ihren gegenseitigen Beziehungen, S. 69.

Seine ersten Romane und Erzählungen schrieb Gotthelf ausschließlich für schweizerische, in erster Linie überhaupt für bernische Leser. Daher erregte seine Sprache anfänglich keinen oder wenig Anstoß, soweit es den Dialekt betraf. Auch waren, während fast zehn Jahren, seine Verleger Schweizer, die — wenigstens anfangs — kaum daran dachten, daß sich der Leserkreis des Pfarrers von Lützelflüh über unsere Grenzen ausdehnen könnte. Ein Carl Langlois in Burgdorf, die Wagnersche Buchhandlung in Bern, Christian Beyel in Frauenfeld sowie Jent & Gaßmann in Solothurn lösten einander ab, teils, weil mit dem recht mißtrauischen Pfarrherrn nicht besonders gut auszukommen war, teils jedoch auch, weil der Druck und Verlag von Gotthelfs Büchern zuerst alles andere als gewinnversprechend war. Der Erfolg des *Bauernspiegels* war sowohl für den Verfasser wie auch für den Verleger ganz unerwartet. Für die *Leiden und Freuden eines Schulmeisters* und die *Armennot* hatte Gotthelf sogar Mühe, einen Verleger zu finden.

Sobald jedoch das Interesse für Gotthelf in Deutschland geweckt war, erhielt die Frage des Dialekts ein ganz anderes Gesicht. Denn das ist klar: einem Deutschen, vor allem natürlich einem Norddeutschen, mußte das Verständnis für Gotthelfs Bücher wenn nicht ganz, so doch zu einem guten Teil verschlossen bleiben, solange darin der Dialekt einen derart breiten Raum einnahm. Dies erfahren wir mit aller Deutlichkeit aus mehreren Briefen Julius Springers, der einige Zeit als Buchhändlergehilfe in Zürich gewilt und schon dort die Größe Gotthelfs erkannt hatte. Obschon er ein wenig mit der schweizerdeutschen Sprache vertraut geworden war, empfand er die Dialektstellen bei Gotthelf als «störend» und schrieb ihm am 16. November 1843, seine Bücher würden mehr gelesen, wenn sie «in deutscher Ausdrucksweise» vorlägen¹³. Er schlug daher eine Bearbeitung für deutsche Leser vor.

Gotthelf ging nicht gleich auf die Anregung Springers ein, da er wohl selbst fand, seine Bücher seien in erster Linie für das Schweizervolk geschrieben und gehörten daher auch in einen schweizerischen Verlag. Aber als sich dann seine Beziehungen zu Beyel verschlechterten, da er über den geringen Absatz des *Uli* enttäuscht war, trat er wegen einer verdeutschten Ausgabe des Buches mit Springer in Unterhandlungen. Diese führten um so leichter zu einer Einigung, als es darum ging, einer anderen Bearbeitung des Buches zuzuvorkommen, die der Berliner Buchhändler und Literat Otto Rupprius unternommen und angekündigt hatte. Obschon dieser die ersten Bogen seiner Umarbeitung bereits gesetzt und gedruckt hatte, mußte er den Druck einstellen, da Springer sich diesem, unter Berufung auf den mit Gotthelf abgeschlossenen Vertrag, mit allem Nachdruck widersetzte.

Wohl verhinderte Springer die Ausgabe von Rupprius in seinem eigenen Interesse. Gleichzeitig erwarb er sich jedoch auch ein Verdienst um Gotthelfs Werk; hätte doch Rupprius nicht nur die berndeutschen Stellen ins Hochdeutsche übertragen, sondern er hätte den Schauplatz der Handlung aus dem Bern-

¹³ Br. II, 352.

biet nach Norddeutschland verlegt, hätte die Personen umgetauft und zudem noch bernische Charakterzüge und Eigenheiten durch norddeutsche ersetzt. Wir wollen froh sein, daß diese Verschandelung des *Uli* unterblieb.

Es ist uns nur schwer verständlich, daß der schon genannte Gersdorf, der Gotthelfs volles Vertrauen genoß, mit Rupprius den Plan seiner Bearbeitung besprach und mithelfen wollte, aus dem *Uli* ein «norddeutsch-volkstümliches Buch» zu machen¹⁴. Seine Bemühungen, Gotthelf für die Ruppriussche Bearbeitung zu gewinnen, schlugen jedoch fehl. Wohl gab dieser zu, daß die Verleger Bearbeitungen wünschten, die die Sprache «allgemein lesbar» machten. «Eine Veränderung der Verhältnisse, der Namen usw., eine Versetzung der Geschichte auf fremden Boden» sei ihm nie in den Sinn gekommen. «Das wäre Unsinn gewesen», schreibt er weiter. Er findet, was er für die Schweiz schreibe, sei auch für das deutsche Volk lehrreich und müßte um so anziehender sein, weil die Geschichte auf fremdem Boden spiele, während der Mensch und die wahrhaft menschlichen Verhältnisse nicht fremd seien, sondern allenthalben anheimeln müßten¹⁵.

Trotz dieser eindeutigen Absage kommt Gersdorf immer wieder auf die Angelegenheit zurück. Er, dessen uneingeschränktes Lob des Dialekts wir schon angeführt haben, drückt seinen Zweifel aus, daß man Gotthelfs Schriften durch bloße Übertragung des Dialekts und nur teilweise Bearbeitung für andere Gegenden genießbar machen könne. Etwas Rechtes, Vollkommenes könne unmöglich daraus werden¹⁶. Ein andermal sagt er, die Derbheiten würden, wenn buchstäblich übertragen, zu einer Menge «Plattheiten und Schmutzereien»¹⁷. Er bittet ihn, auch in *Jakob dem Handwerksgelesen* das schweizerische Deutsch nicht aufzuopfern. Gotthelf sei das sich selbst schuldig¹⁸. Und schließlich beschwört er ihn geradezu, dem *Uli* das «schweizerische Ehrenkleid» nicht *selbst* auszuziehen und ihm dafür das «Allerweltsstaubhemde» anzulegen¹⁹.

Wenn dieses Drängen Gersdorfs aufrichtig gewesen wäre, könnten wir nur bedauern, daß ihm Gotthelf nicht nachgegeben hat. Leider verfolgte der Sachse jedoch keinen andern Zweck, als Gotthelf in letzter Minute davon abzubringen, den *Uli* für Springer zu bearbeiten. Nicht umsonst betonte er, wie sehr Rupprius für ihn «schwärme» und «glühe», bat er doch unmittelbar danach, Gotthelf möchte dessen Übertragung «nicht im voraus als Nachdruck» ansehen²⁰. Doch alles war umsonst.

Unter ständigem Drängen Springers schritt die Umarbeitung des *Uli* rasch vorwärts. Am 1. Januar 1846 ersuchte er Gotthelf, sich so bald als möglich

¹⁴ Br. III, 238.

¹⁵ Br. III, 249.

¹⁶ Br. III, 221.

¹⁷ Br. III, 256.

¹⁸ Br. III, 259.

¹⁹ Br. III, 277.

²⁰ Br. III, 221.

an die Arbeit zu machen; am 26. Januar fragte er schon an, wann er das Manuskript erwarten dürfe; am 21. März stand in einer Berliner Zeitung zu lesen, dieses sei eingetroffen, und am 6. August 1846 gingen die ersten zehn Freiemplare nach Lützelflüh ab²¹.

In seinem Vorwort zu dieser Ausgabe legte Gotthelf seine Gründe für die Bearbeitung des *Uli* dar. Er führte aus, der Dialekt habe das Verständnis und die Verbreitung des Buches gehemmt. Auch habe er sich entschlossen, der Aufforderung Springers nachzukommen, weil er überzeugt sei, «er allein sei imstande, das obwaltende Hindernis zu heben, ohne die individuelle Eigentümlichkeit und die nationale Färbung zu verwischen». Aus dem schweizerischen Buche habe er kein deutsches machen wollen, weil er ebenfalls der Überzeugung sei, «das allgemein Wahre werde in Deutschland auch im schweizerischen Gewande verstanden werden, ja das schweizerische Gewand werde dem Deutschen teils ergötzlich sein, teils zur Belehrung dienen²².» Das Buch fand so guten Anklang, daß Springer schon 1849 eine Neuauflage in Druck geben konnte.

Nicht nur für Ruppis und Gersdorf war Gotthelfs Bearbeitung des *Uli* für Springer eine bittere Enttäuschung, sondern auch für Verleger Beyel. Dieser hatte schon 1840, d. h. vor dem Druck der ersten Ausgabe, Gotthelf den Vorschlag gemacht, mit Rücksicht auf die zu erwartenden deutschen Leser die zahlreichen Dialektstellen im *Uli* durch hochdeutsche zu ersetzen. Ihm hatte Gotthelf abgeschlagen, was er nun Springer bewilligte. Ähnlich erging es Beyel auch, als er 1849 bat, eine zweite Auflage des schweizerischen, 1841 bei ihm herausgekommenen *Uli* veranstalten zu dürfen, «da die deutsche Umarbeitung für uns Schweizer durchaus nicht das Anziehende hat, das in der ursprünglichen Ausgabe lag»²³. Mit Rücksicht auf seine, Springer gegenüber eingegangenen Verpflichtungen konnte Gotthelf dem Gesuch Beyels nicht entsprechen. Erbittert verkaufte dieser alle Exemplare von Gotthelfs Schriften, die er noch auf Lager hatte, im Herbst 1850 dem Berliner Verleger, und damit gingen alle seine Verlagsrechte an Springer über²⁴.

Die Frage des Dialekts erhielt ein immer größeres Gewicht, sobald feststand, wie sehr dessen Ausmerzung den Absatz von Gotthelfs Büchern in Deutschland förderte. Immer wieder weist daher Springer darauf hin. Wohl anerkennt er z. B. den *Geltstag* als ein «Prachtsbuch», beklagt sich jedoch darüber, daß «zu viel Stockschweizerisches» darin sei. Trotz seiner «Liebe zu Schweiz, Schweizern, Schweizersprache» sei er oft mit seinem Wissen am Ende und könne «nicht verdeutschen noch verstehen»²⁵.

Ähnlich tönte es auch aus einem Brief des Berliner Lehrers Ferdinand Schmidt. Dessen Mahnung dürfte einen um so größeren Eindruck auf Gotthelf gemacht haben, als sie mit einem in seiner Überschwänglichkeit seltenen Lob

²¹ W. IV, 391/2.

²² W. IV, 393.

²³ Br. IV, 239/40.

²⁴ W. IV, 394.

²⁵ Br. III, 243.

verbunden war. Sprach doch Schmidt von Gotthelfs «unnachahmlichen Schöpfungen», gab seiner großen Freude Ausdruck, daß der Dichter seine Werke «für das ganze deutsche Volk» bearbeite und schloß mit den Worten: «Gott erhalte Sie zum Segen der Zukunft Deutschlands^{26!}»

Kein Wunder daher, daß 1848 bei Springer eine «deutsche» Bearbeitung der *Leiden und Freuden eines Schulmeisters* und 1850 eine solche der *Erzählungen und Bilder* erschien. Wenn Gotthelf auch diese Werke umarbeitete, so geschah es wiederum unter dem Druck Springers. Dieser gab zwar in einem Brief vom 10. April 1849 ausdrücklich zu, daß der Schweizer Dialekt «einen Teil des Wesens» von Gotthelfs Erzählungen ausmache und daß «seine Ausmerzung dem Charakter derselben gar nahe treten und ihn beeinträchtigen» würde. Da die *Erzählungen und Bilder* mehr in den *höheren* Gesellschaftsschichten gelesen würden, wäre er daher nicht abgeneigt, den Dialekt stehen zu lassen, weil er diesem Leserkreis «als etwas Pikantes» sehr zusage²⁷. Am 7. Oktober desselben Jahres bemängelte er jedoch wieder, daß kleinere Erzählungen «*sehr viel* Schweizer-Jargon» enthielten, der, außerhalb des Kantons Bern, schwer verstanden werde. Er bat Gotthelf, «entweder *andere* Wörter zu nehmen oder die rein-deutschen Ausdrücke unter der Linie zu vermerken», aber ja recht deutlich, damit die Drucker sie richtig lesen und setzen könnten²⁸.

Bald darnach las Springer die besonders viel Berndeutsch enthaltenden Kalender-Geschichten. Mit allem Nachdruck schrieb er daher am 12. Oktober an Gotthelf: «Es ist in den Erzählungen so gar viel Schweizer-Jargon, so dicke und in Masse, daß Ihre Feder da wird abhelfen und ausbessern müssen, ohne dem Charakter der Erzählungen zu schaden, der aber, wird die Sprache totaliter nicht verstanden, auch nicht verstanden werden kann²⁹.»

Erst seitdem die Briefe des Berliner Verlegers Julius Springer in den zuletzt erschienenen Ergänzungsbänden zu der großen Gotthelf-Ausgabe im Rentsch Verlag vorliegen, kann man sich einen richtigen Begriff von dem unheimlichen Druck machen, unter dem Gotthelf in jenen Jahren stand, seitdem ihn Springer durch verlockende finanzielle Angebote zu überreden vermochte, ihm die Verlagsrechte alter und neuer Werke zu übertragen und die früheren Ausgaben für ihn zu bearbeiten. Gotthelfs persönliche Freunde und auch Freunde seiner Bücher in der Schweiz waren darob alles andere als erfreut. Besonders seinem verständnisvollen Lektor und Mentor, Carl Bitzius in Bern, war die starke Inanspruchnahme seines Freundes durch das Ausland im höchsten Grade zuwider. «Was zum Teufel schreibst du jetzt für Deutschland?» — lautet eine Stelle seines Briefes vom 22. Februar 1845 — «Ich

²⁶ Br. III, 245.

²⁷ Br. IV, 202.

²⁸ Br. IV, 233/4.

²⁹ Br. IV, 238.

wollte, Elsaß, Sachsen, Preußen, Thüringen &c. &c. &c. wären alle — ich weiß nicht wo! Das kömmt gewiß nicht gut; je länger, je mehr wirst du deiner Aufgabe entfremdet; es ist jammerschade! ³⁰» Wie wir sehen, erwähnt Carl Bitzium neben Preußen auch Elsaß, Sachsen und Thüringen. Dort waren auch noch größere und kleinere Erzählungen Gotthelfs erschienen, da er zu jener Zeit nicht nur der von Springer bestbezahlte, sondern auch der meistgelesene Schriftsteller deutscher Zunge war, weshalb man von überall her um seine Mitarbeit warb.

Die tiefe Enttäuschung von Carl Bitzium, daß Gotthelf seinem ursprünglichen Wirkungskreis untreu werde, und besonders auch, daß er seine kraftvolle Sprache den deutschen Ausgaben zuliebe opfere, teilten auch andere Schweizer jener Zeit. So schrieb der seit 1845 in Kappel im Toggenburg lebende Luzerner Arzt und radikale Politiker Maurus August Feierabend am 2. Januar 1847 an Gotthelf, wie manches bei einer Verdeutschung seiner Erzählungen verlorengehe, und wie viel lieber ihm eine ganz berndeutsche Erzählung wäre als eine schriftdeutsche. «Ich würde daher immer lieber — so fuhr Feierabend fort — von Ihnen ein Büchlein in reiner, vollständiger Bernermundart, als diese immerhin für einen weitem Kreis populären hochdeutschen Neuschöpfungen lesen; denn im Idiom liegt das geistige Abbild eines Volkes; und das Idiom fesselt mit unbezeichnenbarem Zauber die mitführenden Seelen der Leser ³¹.»

Ähnliche Gefühle — wenn auch beeinflußt durch buchhändlerische Überlegungen — verrät das Schreiben von Johann Körber, dem Geschäftsführer der Berner Buchhandlung Huber & Co. Dieser schrieb Gotthelf am 9. Februar 1849: «Für verdeutschte (sprachgereinigte) Schriften unseres lieben, herrlichen Jeremias hat nun einmal unser Publikum aus begreiflichen Ursachen keinen Appetit, geht es doch uns beiden präzis ebenso. Vom *so* zubereiteten *Knecht* habe ich auch nicht Ein Exemplar verkauft. Dem *Schulmeister* kann es kaum besser ergehen, wenn nicht durch das *gänzliche* Fehlen dieses Buches in der *Urfassung* einige Hoffnung läge, hie und da an irgend jemanden es abgeben zu können, der das Buch *bon gré mal gré* haben wollte ³².»

Höchst befremdend und für uns fast unbegreiflich ist ein Brief von Johann Peter Romang, Pfarrer von Därstetten, vom 7. Dezember 1848. Er ist überdies sehr aufschlußreich, da er Romangs Einstellung zu den Büchern Gotthelfs zeigt, die wohl in hohem Maße derjenigen eines ansehnlichen Teils der damaligen bernischen Geistlichkeit entsprochen haben dürfte. Der ehemalige Professor für Philosophie an der Berner Hochschule gesteht in dem erwähnten Schreiben, daß er Gotthelfs Werke nicht recht kenne und daß er auch nicht imstande sei, ihnen «durchaus gerecht zu sein». Es sei die «Heterogenität» ihrer «Begabung und Geistesrichtung», die es ihm erschwere, Gotthelfs

³⁰ Br. III, 171.

³¹ Br. IV, 11/12.

³² Br. IV, 183.

Bücher «in allen Beziehungen vollkommen richtig zu würdigen». Immerhin sei er verständig genug gewesen, bei Gotthelfs erstem Auftreten «gar manches nicht gering zu achten, was sehr von meiner Art abhorrierte», «als gar viele, die seither auch Ihre Bewunderer zu werden angemessen fanden, ziemlich über diese so ungewohnten Bücher den Kopf schüttelten». Romang stand dem Werk Gotthelfs kalt und fremd gegenüber, und dies erscheint uns von einem Amtsbruder geradezu unfaßbar, dem doch auch an einer Linderung des Loses der Armen, an einer Zurückdämmung der Schnapspest, an einer Verbesserung der Schule hätte gelegen sein müssen. Immerhin muß Romang doch etwas von dem in Gotthelfs Schriften enthaltenen Ethos verspürt haben, wollte er sie doch seinen Pfarrkindern als «Lektur» in die Häuser tragen. Er kennt jedoch — im Jahre 1848! — die bisher erschienenen Bücher Gotthelfs so schlecht, daß er ihn um Rat fragt, welche davon sich für diesen Zweck am besten eignen würden. In unserem Zusammenhang ist besonders die eine Stelle des Briefes interessant, in der Romang zugibt, daß die ersten Bearbeitungen, «wo es auf berndeutsch flucht und oft etwas unsauber anzurühren ist», künstlerisch wertvoller seien. Er befürchte jedoch, daß seine Pfarrkinder daran «Anstoß nehmen» könnten, und daher gebe er den für Deutschland berechneten Bearbeitungen den Vorzug, «wo die derben Ausdrücke ausgemerzt sein werden»³³. Dies das Urteil eines geistig hochstehenden Zeitgenossen Gotthelfs! Wir werden nun erst recht begreifen, wie viel mehr einem Verleger wie Springer an der Überarbeitung der als grob empfundenen und zudem unverstandenen Stellen gelegen sein mußte, wenn er Gotthelfs Schriften bei seinen Lesern Eingang verschaffen wollte.

So erschütternd uns das Urteil Romangs erscheint — die Befürchtung, die Bauern von Därstetten könnten an Gotthelfs Schreibweise Anstoß nehmen, wirkt höchstens lächerlich! — wollen wir uns doch hüten, es einfach verächtlich abzutun. Der Verfasser dieser Zeilen hat selbst gehört, daß heute noch die markige, träge, durch keine falsche Prüderie gehemmte Ausdrucksweise Gotthelfs nicht nur abgelehnt, sondern sogar verspottet wird. Denken wir an den Skandal um die Fresken Ferdinand Hodlers im Landesmuseum, an denjenigen, der sogar die Pariser «Kunstfreunde» in Wallung versetzte, als Edouard Manet seine *Olympia* und sein *Frühstück im Freien* ausstellte. Nach diesen und ähnlichen «Herausforderungen» der öffentlichen Meinung vergingen zum Teil wenige Jahre, bei einigen immerhin Jahrzehnte, bevor den Schöpfern dieser Werke ihr Künstlertum zuerkannt wurde. Bei Gotthelf genügten hundert Jahre nicht, um ihm in seiner prachtvoll geschlossenen, mannhaft kraftvollen Persönlichkeit als Mensch und Schriftsteller volle Geltung zu verschaffen. Hoffen wir, daß das Gotthelfjahr hierin einiges gutmachen wird.

Wie wir schon hörten, hatte sich Beyel umsonst darum bemüht, die Ermächtigung für eine zweite Auflage des *Uli* zu erhalten. Bessern Erfolg hatte

³³ Br. IV, 164/65.

in ähnlicher Angelegenheit der erste Verleger Gotthelfs, Carl Langlois von Burgdorf, der den *Bauernspiegel*, die *Wassernot* und den *Dursli* herausgegeben hatte. Wohl waren die Beziehungen der beiden Männer jahrelang alles andere als freundschaftlich gewesen. Durch die Ablehnung der *Armennot* und durch verächtliche Äußerungen über dieses und andere Werke hatte Langlois den Dichter tief verletzt³⁴. Daß es auch des *Berner Volksfreunds* wegen zu unerquicklichen Reibereien kam, mag nicht zuletzt auf die seit 1840 bestehende Spannung zurückzuführen sein³⁵. Trotzdem durfte Langlois, schon mit Rücksicht auf die Brüder Schnell und Eduard Blösch, es nicht zu einem gänzlichen Bruch kommen lassen. Vielleicht hatte er inzwischen die Bedeutung Gotthelfs auch erkannt und mochte mit Bedauern daran denken, welche Gewinne ihm infolge seiner kurzzeitigen Ablehnung der *Armennot* entgangen waren. Die ständig zunehmende Wertschätzung Gotthelfs in Deutschland und der Erfolg Springers, das Verlagsrecht des *Uli* an sich zu bringen, mögen den Burgdorfer stark beschäftigt haben. Drohte nicht auch ihm, der die Schriften Gotthelfs in unbegreiflicher Verkennung ihres Wertes vernachlässigt hatte, die Gefahr, des Verlagsrechts an den drei von ihm verlegten Erzählungen verlustig zu gehen? Unter dem Eindruck dieser Sachlage muß er sich bemüht haben, die jahrelang auf ein Mindestmaß herabgesetzten geschäftlichen und persönlichen Beziehungen wieder zu beleben. So nachträglich Gotthelf seinen Verlegern gegenüber sein konnte, diesmal trug die in fast fünfzehnjähriger Arbeitsgemeinschaft am *Volksfreund* entstandene Wertschätzung für Langlois den Sieg davon. Er erklärte sich nicht nur mit einer neuen Auflage des inzwischen vergriffenen *Dursli* einverstanden, sondern er war auch bereit, die Erzählung zu überarbeiten, um ihren Absatz in Deutschland zu ermöglichen. Das Büchlein erschien im Juli 1846 unter dem Titel *Dursli, der Brannteweinsäufer, oder: Der heilige Weihnachtsabend*. Zweite, von dem Verfasser in's Hochdeutsche übertragene Ausgabe. 1846. C. Langlois in Burgdorf.

Wie dies bei allen textlichen Bearbeitungen üblich ist, hatte Langlois ein Exemplar des *Dursli* von 1839 mit weißen Blättern durchschießen lassen und es Gotthelf zur Verfügung gestellt. Auf diesen Blättern trug Gotthelf alle für den Neudruck als notwendig erachteten, verdeutschenden Abänderungen ein. Von diesem Exemplar haben sich im Archiv des Herrn Carl Langlois in Burgdorf die Seiten 44 bis 52 erhalten. Die Unterstreichungen im Drucktext und die handschriftlichen Eintragungen lassen uns unmittelbar verfolgen, wie der Dichter bei dieser Verdeutschung vorgegangen ist. Derselbe Gotthelf, der einmal schrieb, er könne nur auf Berndeutsch so recht bezeichnen, was er eigentlich bezeichnen wolle, opfert ohne Bedenken treffende mundartliche, in

³⁴ Br. II, 72, 94, 102.

³⁵ Siehe Näheres in Fr. Huber-Renfer: Jeremias Gotthelf als Mitarbeiter am «Berner Volksfreund». Burgdorfer Jahrbuch 1951, S. 24 ff. — *Derselbe*: Jeremias Gotthelf und sein Burgdorfer Verleger Carl Langlois. Stultifera Navis 1954, 11. Jahrg., Heft 3/4, S. 128. — *Derselbe*: Jeremias Gotthelfs Beziehungen zu Burgdorf. Burgdorfer Jahrbuch 1955, S. 14 ff.

ihrem wohlvertrauten Klang uns lieb gewordene, einfach nicht übertragbare Ausdrücke und ersetzt sie durch farblose, ja nichtssagende schriftdeutsche Wörter und Sätze. Erfüllt es uns nicht mit Wehmut, wenn «in's Pintenschenk» verdrängt wird durch «in die Schenke», «bodigen» durch «unterwürfig machen», das «Schallenwerk» durch das «Zuchthaus», das «Ankenbälli» durch das «Butterbällchen», «Hudeln» durch «liederlich Leben», «Tribel» durch «vierschrötiger Daniel», «Gänterli» durch «Schränkchen, in welchem sein Geld verwahrt, wer kein Bureau hat». Diese Beispiele ließen sich allein aus dem *Dursli* ins Endlose vermehren — in Veters *Beitrügen* erstrecken sie sich über 36 Seiten³⁶ — geschweige denn aus dem *Uli* und den andern ins Hochdeutsche übertragenen Erzählungen. Beschränken wir uns auf diese wenigen Einzelbeispiele. Um jedoch ein möglichst deutliches Bild zu vermitteln, fügen wir noch eine ganze Seite berndeutschen Textes von 1839 bei, dem wir den neuen, schriftdeutschen Text von 1846 gegenüberstellen (siehe Seiten 12–13). Vor allem jedoch sei auf die den beiden Textseiten folgenden Abbildungen verwiesen, die die Seite 46 der Erstausgabe und daneben die handschriftlichen Vermerke Gotthelfs zeigen (siehe Seiten 14–15)^{36a}.

³⁶ Jeremias Gotthelf. Volksausgabe seiner Werke im Urtext. Ergänzungsband: Beiträge zur Erklärung und Geschichte der Werke J. G.'s, von Ferd. Vetter, S. 389–425.

^{36a} Die beiden Klischees wurden für meine Arbeit über «J. G. und s. Burgdorfer Verleger Carl Langlois» in der «Stultifera Navis» 1954, Heft 3/4, erstellt und sind uns in verdankenswerter Weise von Herrn Dr. h. c. E. Stichelberger, Präsident der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft, zur Verfügung gestellt worden.

Dursli: Ausgabe 1839, Seite 45:

Dy Frau wird d'r aber d'r Plätz g'macht ha, sagte Einer. Dyni wird o nit geng di freinsti sy, si werde Alle glych si mit pflänne u pläre, we's nit nah ihrem Gring geyt, sagte Dursli. Ja we die Dolders Wyber nit wäre, es wär eim z'halb bas, mi wär ganz e angere Mönch, sagte ein Dritter, und doch thut me so dolders dumm, bis me eini het. Es chunt ne aber bim Dolder wohl, daß me nit cha hingerfüre näh, da müßte meh als die Halbe wieder sühne nah me ne Ma, wie d'Hüng, we d'r Mon schynt. Mi müß die Dolders Husgränne usklopfe, u we si z'fast brülle welle, ne d'r Gring i Brunntrog stoße, es besseri grad, sagte ein alter Rother. Ja d'r Wyber t'wege mache er kein ander Gesicht mehr, sagte Schnepf, sein Weib könne seinetwegen kären und plären, so viel es wolle, das mache ihm gerade so viel, als ob eine Mücke in's Emmenthal fliege. Und wenn sie nicht schweigen wolle, so gebe er ihr eines zum Gring, daß sie sturm werde, dann vergesse sie das Brüllen. Albetz sei er auch noch böse geworden, und nichts hätte ihn so taub gemacht, als wenn sie immer Geld gefordert, und wenn er ihr keines gegeben, ihm vorgehalten hätte, er brauche alles für sich. So ne Frau sei nie z'friede, bald wolle sie Geld für Schmutz, bald für Salz, bald für Mehl, bald für Kaffee, bald für Milch, bald hätte ein Kind ein Gloschli nöthig, bald ein Paar Schuhe; es nähm ein d'Tüfels Wunder, was sie o alles z'rsinne wüsse, für Geld z'bruche. Aber er sei albetz bald fertig mit ihr. Er sage ihr: sie hätte die Kinder gehabt, sie solle jetzt sehen, wie sie es mache. Wenn sie etwas fressen wollten, so könnten sie es verdienen; er müsse auch sehen, wo er es nehme, wenn er fressen wolle. Und wenn sie hoffärtigi King well, so soll sie ihnen anschaffen, ihm seien sie lang recht so. Wo är so ne Bueb g'si syg, syg er o nit geng g'sundiget g'si, u heyg meh blutt Füß g'ha, als Schuh d'ran. U de söll si ga heusche, es thüis dene D. Bure sauft, ne o öppe z'helfe, u b'sungerbar de G'vatterlüte, dene müß me jetz hüt zu Tag afe geng d'r Verstang mache, vo ne selber heygene afe wenig meh. U we si de no geng nit schwyge well, so gäb er e eis z'm Gring u gang de. Mi müsse sich von denen D.

Seite 46:

Wybere nicht regieren lassen, sonst wär d'Kilche grad nit meh z'mitz im Dorf. Und wenn sie zu wüst thäten, so solle man ihnen nur sagen: si heyge eim für z'Tüfels G'walt welle, si sölle eim jetz ha — das g'schweyget di Meisten. Das g'schweyget d'r Dyni o, Dursli, sagte Schnepf, we si scho eini vo de Wüstiste ist. Du muß se aber angers i d'Finger näh, wed e Ma sy wit. Ih hät er e scho lang d'r Gring halb abg'schrisse. Du muß se rangiere wie ne Schwabe-Mähre, sust ist grad niemere sicher um se ume.

Verdeutschung der nebenstehenden Seite für die Ausgabe von 1846.

«Deine Frau wird Dir wieder den Kopf gewaschen haben, sagte Einer. Deine wird auch nicht die Freundlichste sein, sagte Dursli, mit Weinen und Heulen, wenn es nicht nach ihren Köpfen geht, werden sie wohl alle gleich sein. Ja, wenn die Hunde-Weiber nicht wären, man wäre ein ganz anderer Mensch, wäre wie im Himmel, und doch thut man so verflucht dumm und nöthlich, bis man eine hat, meinte ein Dritter. Denen kömmt es wohl, daß man sie behalten muß, die Hälfte liebt man wieder laufen, und sie müßten nach andern Männern seufzen, wie die Hunde, wenn der Mond scheint. Man müsse diese Hausratten ausklopfen, wie die Pariser ihre Mäntel, und wenn sie zu schrecklich brüllen wollten, ihnen die Köpfe in Brunnenröge stoßen, es bessere gleich, meinte ein alter Soldat. Der Weiber wegen verziehe er sein Gesicht nicht mehr, sagte Schnepf. Seine könne seinetwegen so viel heulen und jammern, als sie wolle, er kümmere sich darum so wenig, als ob eine Mücke ins Emmenthal fliege. Wolle sie gar nicht schweigen, so gebe er ihr eines zum Kopf, daß sie sturm werde. Dann höre das Brüllen gleichsam von selbst auf. Ehedem sei er auch böse geworden, und am meisten, wenn sie Geld gewollt, und dann, wenn er ihr keines gegeben, ihm vorgehalten, er brauche Alles für sich alleine. So eine Frau habe keinen Verstand, bald wolle sie Geld für Schmalz, bald für Salz, bald für Mehl, bald für Milch oder gar Kaffee, bald habe ein Kind Hosen nöthig, bald Schuhe, es nehme ihn nur Wunder, wie sie alles ersinnen können, nur um viel Geld zu brauchen. Aber er sei bald fertig mit ihr. Er sage ihr, sie hätte die Kinder gehabt, und könne zusehen, wie sie sie durchbringe. Wenn sie es nicht machen könnten, ohne zu essen, so sollten sie es verdienen, er müsse auch zusehen, wo er was kriege, wenn er hungrig sei. Wolle sie hoffärtige Kinder, so sei das ihre Sache, ihm seien sie noch lange recht, wie sie seien. Als er ein Bube gewesen, habe man ihn auch nicht so hoffärtig gehalten, und er sei mehr barfuß gelaufen, als daß er Schuhe an den Füßen gehabt. Oder endlich solle sie betteln gehen, sie sei nicht zu hübsch dazu, und Geben sei der Bauern verfluchte Schuldigkeit. Wolle sie dann wieder brüllen, so gebe er ihr noch eine zum Kopf und gehe dann. Von den Weibern müsse man sich nicht regieren lassen, sonst wäre ja die Kirche bald nicht mehr mitten im Dorfe.»

(Diese Seite entspricht im *Dursli*, Ausgabe 1839, der ganzen Seite 45 und den 2 obersten Zeilen der Seite 46, in der Ausgabe 1846 den Seiten 57 u. 58.)

Wybere nicht regieren lassen, sonst wär d'Kilche grad nit meh z'mis im Dorf. Und wenn sie zu wüst thäten, so solle man ihnen nur sagen: si heyge ein für z'Lüfes G'walt welle, si solle ein jeh ha — das g'schwenget die Meisten. Das g'schwenget d'r Dyni o, Dursli, sagte Schnepf, we si scho eini vo de Wüstiste ist. Du mußt se aber anders i d'Finger näh, wed e Ma sy wit. Ih hät er e scho lang d'r Gring halb abg'schrisse. Du mußt se rangiere wie ne Schwabe-Mähre, sust ist grad niemere sicher um se ume. So predigte Schnepf seine radikalen und im Schwabenlande nationalen Grundsätze. Wenn das Politisiren zu Ende war, so verhandelten sie gar oft die Weiber, und jeder erzählte, wie er es seiner Frau reise und wie er sie rangiere und wie man die Weiber am besten bodigen mög. Es gieng fast wie im Schallenswerk, wo jeder Dieb der größte sein will und die Undern b'richtet, wie sie es machen müssen. Und während solchen Verhandlungen saßen die Weiber daheim und weinten und thaten hungrige Kinder zu Bette! Allein mit diesen öffentlichen Vorlesungen begnügte Schnepf sich nicht. Da er Babeli privatim auf der Muggge hatte, so hielt er Dursli noch Privatvorlesungen auf jedem Gang und sagte ihm, wie er Babeli z'weg nehmen solle. Sie mußten Wärtung thun diese Vorlesungen und thaten es auch bei Dursli; doch hatten sie nicht die, welche sie bei vielen andern und selbst schwachen Männern gehabt hätten. Dursli war sehr gutmüthig, und das sind bekanntlich nicht alle schwachen Männer, obgleich gemeine Leute, d. h. Leute, die nicht nachdenken, sondern nur nachplappern, sehr oft Gutmüthigkeit und Schwäche verwechseln. Es gibt schwache Männer, die höllisch giftig sind, und eben weil sie nicht gewaltthätig sein können, Gift in jedes Leben rühren, das sie umgibt. Dursli mißhandelte seine Frau nicht mit den Fäusten; aber wären eigentlich Schläge nicht leichter zu ertragen, als ein stätiges, immer wachsendes Elend? Wäre ein zu Zeiten aufbrausender, d'reinschlagender Mann nicht leichter zu ertragen, als einer, der mit wildem Gesicht des Abends heimkömmt, mit finsterem Gesicht des Morgens aufsteht, finstere Blicke überall herumsendet, schönde Worte austheilt, mit Niemand zufrieden ist, weil er es mit sich

Textseite der Erstausgabe des *Dursli* von 1839.

Offen sie hin weißt, so fallen auch ihnen von, sie sind in einem
nach gutt riefen und fallen einem satze wollen nicht Einsatz
Gruaer. Das bringe die meist den hohen Personen. Das
feste geschnitten auf die Vorne Dursli. sagte Klingel, und die
ist doch mir von dem Wippen, das Ware die meine ist Satze
ist das Kopf von dem / schon falls abgerissen. Du wirst
die in die Süper erfahren. wie viele ~~Abgab~~ Abgaben. Du
sind: ja die maale sind in ein für ein. wie sie mal ein Mund.

wie
überwiegend auch
Rudersattel

In einem Zupfai. S.

Im Hore

Gotthelfs handschriftliche Übertragung eines Teils der nebenstehenden Seite für die
Dursli-Ausgabe von 1846.

Wohl hat Gotthelf die Übertragung selbst besorgt und sich bemüht, die «individuelle Eigentümlichkeit und die nationale Färbung» der Erzählung zu erhalten, wie er es sich schon im *Uli* zum Ziel gesetzt hatte. Die oben angeführten Proben zeigen uns jedoch, daß ihm dies nicht gelang. Was Carl Manuel das «naive Urnatürliche, gleichsam den Urgeist, die Naturkraft der Volkssprache» nennt³⁷, das wurde durch ihn zerstört. Die «naturhafte Wucht seiner Sprache», die Walter Muschg besonders in der direkten Rede in Gotthelfs Werken herausfühlt³⁸, und die in den mundartlichen Stellen am deutlichsten spürbar ist, ging verloren. Auch Rudolf Hunziker werden wir vorbehaltlos zustimmen, wenn er sagt, daß sich, trotz Gotthelfs Verwahrung, «diese Übertragungen ins Hochdeutsche hinsichtlich der Wortwahl und des Stiles gelegentlich wie verdünnte Abgüsse eines alten, würzigen Weines» ausnehmen. Wohl habe die zweite Auflage des *Dursli* mancherorts Fehler korrigiert; aber die formale Umarbeitung habe ihr fast lediglich zum «Schaden gereichen, ihrer kräftigen Ursprünglichkeit Abbruch tun» können³⁹.

Es liegt uns fern, an Gotthelf herumnörgeln zu wollen. Aber *den* Vorwurf können wir ihm nicht ersparen, daß er um der größeren Verbreitung und des vermehrten Absatzes seiner Werke willen etwas preisgegeben hat, das uns besonders köstlich, ja unersetzlich erscheint. Freuen wir uns darüber, daß von den meisten der verdeutschten Werke die ursprüngliche Fassung entweder handschriftlich oder in der ersten Auflage erhalten ist und daß uns diese unverfälschten Texte in der trefflichen Ausgabe der sämtlichen Werke Gotthelfs im Eugen Rentsch Verlag, daneben auch in denen des Birkhäuser Verlages und der Büchergilde Gutenberg wieder zugänglich sind.

Die zweite Ausgabe des *Dursli* von 1846 gehört in die Reihe der übrigen hochdeutschen Bearbeitungen Gotthelfs und stellt an und für sich nichts Besonderes dar. Die wenigen Blätter mit den handschriftlichen Änderungen Gotthelfs, die erhalten sind, haben uns zu der vorstehenden Betrachtung angeregt. Darüber hinaus hat die Frage der textlichen Bearbeitungen Gotthelfs gerade heute eine Aktualität erhalten, die ihr bisher abging. Auf die viel diskutierten Hörfolgen aus Gotthelfschen Werken wollen wir nicht eintreten. Festhalten wollen wir immerhin, daß dank ihnen das Werk Gotthelfs in weitesten Kreisen Eingang gefunden hat. Die Hörer dieser Sendungen ließen es nicht beim bloßen Hören bewenden, sondern Tausende von ihnen wurden dadurch zum Dichter selbst geführt. Sie kauften sich Gotthelfs Bücher und begannen darin zu lesen. Dies ist eine unwiderlegliche und nachweisbare Tatsache. Auf diese Weise wurden Gotthelfs Werke viel mehr als bisher ins Volk hinausgetragen. Daß dies in seinem Sinne war, bezeugt er selbst mehrmals in seinen Briefen und auch dadurch, daß er seine Schriften in den verschieden-

³⁷ Carl Manuel: Albert Bitzius (J. G.). Sein Leben und seine Schriften, S. 224.

³⁸ Walter Muschg: Gotthelf — Die Geheimnisse des Erzählers, S. 458.

³⁹ W. XVI, 474.

sten Verlagen erscheinen ließ, um immer neue Leserkreise zu erfassen und mit seinem volkserzieherischen Gedankengut vertraut zu machen.

Willkürliche Eingriffe in Gotthelfs geschriebenes Wort werden wir jedoch eindeutig zurückweisen; denn die Ehrfurcht vor des Dichters Wort verbietet uns, irgendeiner Verschandelung seiner Romane und Erzählungen zuzustimmen oder gar Vorschub zu leisten. Gegen eine solche müssen wir uns gerade im Gotthelf-Gedenkjahr mit aller Entschiedenheit verwahren. Die Droemerschche Verlagsanstalt München legt uns als «Jubiläumsgeschenk» die beiden *Uli*-Romane auf den Tisch. Es spricht vorerst für den Herausgeber Erwin Ackerknecht, daß er die «sprachlich so reizvolle Eigenart Gotthelfs» erkannt hat und «das große Werk der deutschen Epik» dem Verständnis eines weiten deutschen Leserkreises neu erschließen will. Aber was sich nun Ackerknecht in seiner «pietätvollen» Bearbeitung erlaubt, ist unverantwortlich. Er korrigiert an Gotthelf herum wie ein kleinlicher Schulmeister an einem schlechten Schüleraufsatz. Er verändert Zeitformen, stellt Sätze um, merzt Ausdrücke aus, die sogar im «Duden» aufgenommen und dadurch gewissermaßen sanktioniert worden sind. Wo Ackerknechts sprachliches Übersetzervermögen regelrecht versagt — und das kommt tatsächlich vor! — läßt er einfach ganze Sätze aus oder ersetzt einen berndeutschen Ausdruck durch einen den Sinn vollständig entstellenden hochdeutschen. Ein Meisterstück leistet er sich bei der Übertragung von Gotthelfs Wort «Schmäderfräßigkeit»⁴⁰, das er mit «Zuchtlosigkeit» wiedergibt. Ackerknecht — der übrigens ein ausgezeichnetes Buch über Gottfried Keller geschrieben hat — wagt es also, unseren größten Dichter zu bearbeiten, ohne dessen Sprache richtig zu verstehen. Hätte er in Band IV der im Eugen Rentsch Verlag erschienenen kritischen Ausgabe nachgeschlagen, hätte er auf Seite 423 gefunden «Schmäderfräßigkeit: wählerisches Wesen in bezug auf das Essen»; oder in Albert von Rüttes *Erklärung der schwierigen dialektischen Ausdrücke in Jeremias Gotthelfs (Albert Bitzios) gesammelten Schriften*, die 1858 bei Julius Springer erschien, wäre auf Seite 73 zu finden gewesen: «Schmäderfräßigkeit, — wählerisch im Essen, verwöhnt.» Doch hielt Ackerknecht dies offenbar für überflüssig. Wo bleibt da die betonte Pietät, mit der — gewissermaßen aus Gnade — der «oberdeutsche Tonfall» gewahrt werden sollte. Möchte doch Erwin Ackerknecht die eingangs zitierte Einleitung zu dem uns allen ehrwürdigen *Deutschen Wörterbuch* nachlesen. Dort wird er feststellen, daß schon die Brüder Grimm die Sprache Gotthelfs sehr hoch bewerteten. Statt sie zu verstümmeln und zu verwässern, wie dies Acker-

⁴⁰ Bei Gotthelf, folglich auch in A. von Rüttes *Erklärung der schwierigen dialektischen Ausdrücke* und in Bd. IV der Rentsch-Ausgabe steht nur *Schmäderfräßigkeit*. Im Schweizerischen Idiotikon werden neben dieser Form auch die Nebenformen mit *schn-* und *gschn-* aufgeführt. Hier finden wir auch die Erklärung: «wählerisch, heikel im Essen» (Id. I., 502, 1319; IX, 852). — In seinem «Versuch eines Schweizerischen Idiotikons» (Aarau 1812) nennt F. J. Stalder nur die beiden Formen *schmaderässig* und *schmaderfressig* = Ekel im Essen (Bd. II, S. 334).

knecht tut, wollten sie vielmehr ihren Reichtum der deutschen Sprache zuführen. Dies spricht Jakob Grimm aus mit den Worten: «In den folgenden Bänden des Wörterbuches wird man ihn (Gotthelf) öfter zugezogen finden, und es ist zu wünschen, daß seine kräftige Ausdrucksweise dadurch weitere Verbreitung erlange⁴¹.»

⁴¹ Deutsches Wörterbuch, Bd. I, Einleitung S. XVII. — Br. VI, 279. — Über die Ausgabe E. Ackerknechts *Der Knecht — Uli — Der Pächter* siehe Näheres in «Der Schweizer Buchhandel», 12. Jahrg., Nr. 16, 31. Aug. 1954, S. 493—512, und «Der Schweiz. Beobachter», 48. Jahrg., Nr. 16, 31. Aug. 1954, S. 914 f.